Stechfliege, die den Erreger der Schlafkrankheit überträgt, unterrichtet. Dr. Stohr ist der Meinung, daß die Wahrheit über die Verbreitung der Schlafkrankheit im südlichsten Kongostaat in Belgien selbst noch nicht bekannt ist, und die Erfüllung dieser notwendigsten Voraussetzung ist sein erstes Streben. Ferner rät er, das ohnehin so wichtige Gebiet noch viel genauer zu durchforschen und demgemäß unter eine geordnete Verwaltung zu bringen. Nur dann werde es möglich sein, die Bekämpfung der Schlafkrankheit erfolgreich durchzuführen. Uebrigens tritt der Arzt dafür ein, daß die einzig wirksame Art, der Krankheit zu begegnen, und gleichzeitig die einfachste darin besteht, die Eingeborenen aus dem verseuchten Gebiet in andere Gegenden überzusiedeln. Von der Behandlung der Kranken in abgesperrten Lagern hält er garnichts, zumal dies Verfahren außerdem noch schwierig und kostspielig ist.

In der Tat haben sich die Versuche, die gefährliche Stechfliege selbst auszurotten, zum wenigsten als unzulänglich erwiesen. Auf diesem Wege kann man daher wahrscheinlich bestenfalls eine Verminderung, nicht aber eine gänzliche Besiegung der Seuche erzielen. Es scheint daher weiser zu sein, dem Insekt aus dem Wege zu gehen.

Die Leibwäsche einer Prinzessin-Braut.

Die schöne Prinzessin Leontine, Tochter des Fürsten Max Egon von Fürstenberg, eines der reichsten Magnaten Deutschland und vertrautesten Freundes des Kaisers, ist diesen Dienstag ihrem nicht minder erlauchten Gemahl, Dr. Hugo Vincenz Fürsten zu Windisch-Grätz, auf der ragenden Burg ihrer Väter in Donaueschingen standesamtlich und kirchlich angetraut worden. Unter den illustren Gästen befand sich auch der Kaiser, der durch sein persönliches Erscheinen einen neuen Beweis gab von den Gefühlen der Sympathie und des Vertrauens, die er für seinen Jugfreund hat. Für das kleine friedliche Städtchen Donaueschingen haben diese „höchgezeiten" eine Reihe glanzvoller Tage gebracht, um die sie mancher millionenschwere Dollarkönig beneiden könnte.

Nicht anders wie in bürgerlichen Familien haben auch die fürstlichen Hochzeiter vorher die Geschenke ihren Landeskindern zur Schau gestellt, und jeder konnte bei dem Gewoge von Glanz und Licht, das die mit Diamanten und Edelsteinen besäten Diademe und Halsbänder ausstrahlten, von beigefügten Schildern ablesen, was „Großmama Fürstenberg" und „Schwiegermutter Windisch-Grätz" gestiftet hatten. Aber selbst das Intimste, womit sich das fürstliche Geblüt umgibt und was sonst nur den Augen des Herrn Gemahls und den Wäscherinnen offenbar wird, die Leibwäsche, ward den stumm staunenden und verliebt streichelnden Blicken der weiteren Frauen- und Männerwelt preisgegeben. Nur einmal sieht man so etwas, und so eilten nicht nur die Donauesschinger zu dieser seltenen Schau, sondern auch die Journalisten. Scheinbar haben diese noch einen tieferen Einblick in die Verborgenheiten der Leibwäsche einer Prinzessin erhalten, denn sie wissen sehr genaue Angaben darüber zu machen.

Die Leibwäsche besteht also aus dem denkbar feinsten Batist- und Linonmaterial, und wenn der deutsche Bürger dies hört, mag wohl in seiner Phantasie der berühmte „linnene Nebel" erstehen, aus dem roßig ein wunderschönes Weib hervorschimmert. Die Besätze werden durch Handsticerei, meistens in Verbindung mit echter Valenciennes-Spitze, gebildet. Die feinsten Taghemden haben inkrustierte Passen in Valenciennes. Sehr interessant zu erfahren ist es, daß die Prinzessin auch Kombinations trägt; sie sind, wie man erfährt, außerordentlich luftig, in Empireform gearbeitet und setzen sich ganz aus bogigen Spitzengalons und Stickereikreisen zusammen. Die Beinkleider sind von weitem Schnitt und zeichnen sich durch ihre hohen, reich gehupften Volants aus, ebenso die Jupons. Die Untertaillen sind bemerkenswert durch aparte Jaffons, in denen Garnituren von Cluny-, Irland- und von Valenciennes-Spitzen zur Anwendung kommen. Alle diese Wäschesorten sind halbdutzendweis mit rosa Bändchen umbunden. Sehr zierlich sollen die Taschentücher sein; sie sind mit minutiöser Stickerei geziert und von Spitzenkanten umrahmt. Das Brauttaschentuch ist in alten Points d'application. Das Entzücken der Besucherinnen bildeten die Dutzende der feinsten Seidenstrümpfe, in schwarz mit Inkrustation von Chantilly und in weiß mit Applikationsspitzen, und die Pakete von langen und von kurzen weißen, von Reit- und Fahrhandschuhen. Doch noch größeres Erstaunen erregten die Reihen der Fußbekleidungen zum Morgen-, Promenade-Anzug, für Soiree-Toilette und zur Sportkleidung.

Ein wahres Museum von kostbaren und schönen Kleidern war der Toiletten-Trousseau der Prinzessin. Aber es mag im Interesse mancher Ehemänner liegen, wenn hierüber geschwiegen wird.

Lustige Ecke.

* Kathederblüte. „. . . Aber, meine Herren, diese Frage zu lösen, ist erst einer fernen Zukunft vorbehalten! Zerbrechen wir uns daher nicht die Köpfe an ungekegten Eiern!"

*

* Egoistin. Alte Dame: „Der Unfug mit dem vielen Handgepäck der Reisenden hat wirklich etwas abgenommen. Ich kann jetzt meine siebenzehn Stücke meist ganz bequem unterbringen!"

*

* Zur modernen Literatur. Die Naturalisten schaffen

* Diplomatisch. A.: „Wie war es nur möglich, daß Du die stolze Elsa so rasch für Dich gewinnen konntest, nachdem sie vergebens zu ihren Füßen schmachteten?" — B.: „Sehr einfach; ich habe nicht zuerst ihr, sondern ihrer Freundin den Hof gemacht!"

*

* Verschnappt. Verleger: „. . . Sie fordern ja einen unverschämt hohen Preis für Ihr Manuskript!" — Schriftsteller: „Unverschämt hoch! „Aber, bester Herr, bedenten Sie nur, was ich seit zehn Jahren Porto dafür bezahlt habe!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 47:
„Kirchhof, Kirche, Altar."

Richtige Lösungen gingen ein 6. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 47. Das Rätsel wurde richtig gelöst:
aus Halle von: W. Ladewig, Karl Schütze, Minna Böhme;
von auswärts: Johanna Benndorf, Ammendorf, Gottfried Schutze, Merseburg, Franz Sträß, Bitterfeld.

Die Prämie: Deutsches Preis-Kochbuch v. Strasser, eleg. geb.
entfiel auf Minna Böhme, hier.

Rätsel.

Auf hohem Throne sitzt ein Greis
Mit langem, grauem Barte;
Sein Haar umflattert silberweiß
Das Haupt ihm, das bejahrte.
Schon sitzt Jahrtausende der Held
Und schauet nieder auf die Welt,
Hat viel Geschlechter sehen
Erstehen und vergehen.
Vier Boten sendet er ins Land.
Um seinen Gruß zu künden,
Die haben eilig sich gewandt
Nach allen Himmelswinden
Und rufen emsig mit Gebraus
Der Welt des Meisters Willen aus.
Wirst Du die Boten kennen?
Und kannst den Greis Du nennen?

Prämie: Die letzten Tage von Pompeji von E. L. Bulwer.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V., der Vorhandspieler, verliert ein a-Handspiel (Eichel-, Grün-Solo) auf folgende Karte:

a, b, cB, a10, K, D; d10, K, D, 9.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-Zehn, Treff-König, Treff-Dame, Pique-Zehn, Pique-König, Pique-Dame, Pique-Neun.

Im Skat lagen 2 Sieben. Bei M. sitzen Blätter von allen Farben, mit zusammen 24 Augen. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spiels?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 45.

Kartenverteilung:

B. a7; b10, 7; c10, K, D, 9, 8, 7; d10.
M. a, b, c, dB, aK, D, 9; b9; cA; dK.
H. a8; bA, K, D, 8; dA, D, 9, 8, 7.
Skat: aA, 10.

Spiel:

V. zieht natürlich lange Farbe an. Ist er sehr vorsichtig, riskiert er nicht gleich c10, sondern:

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 48 Halle a. S., den 1. Dezember 1912

Die Diebin.

Von Rudolf Hirschberg-Jena.

In der Spitzenabteilung des großen Warenhauses waren in letzter Zeit wiederholt kostbare Stücke abhanden gekommen, und Franz Hegener, der trotz seiner Jugend vor ein paar Wochen zum Abteilungsvorsteher aufgerückt war, hatte sich bis jetzt vergebens bemüht, das Vertrauen seines Chefs durch Aufdeckung eines der zweifellosen Diebstähle zu rechtfertigen.

Jetzt in den späten Nachmittagsstunden strömten die Käufer noch zahlreicher durch die endlosen Räume des Warenpalastes, als um die Mittagszeit. Unaufhörlich glitten die vollbesetzten Fahrstühle hinauf und hinunter; hier und da, wo die breiten Gänge zwischen den Verkaufstischen durch besondere Auslagen etwas eingeengt waren, geriet die langsam flutende Menschenwelle ins Stocken, und diese Stauungen, sowie das hastige Drängen an den Kassen und an den Auslieferungsstellen verstärkten den eigentümlichen und fieberhaften Reiz, von dem das gewaltige Getriebe um diese Stunden erfüllt war.

In tadelloser, dunkler Kleidung stand der hübsche, blonde Franz Hegener neben einem eisernen, mit Spiegelglas verkleideten Pfeiler und beobachtete mit scharfen Augen die beiden langen Tafeln, auf denen seine Kollegen und Kolleginnen der eleganten Kundschaft die verführerischen Kostbarkeiten der Klöppelkunst vorlegten. Plötzlich wurden seine Blicke abgelenkt und gewannen einen anderen Ausdruck. Seine ganze Aufmerksamkeit war jetzt von der anmutigen Gestalt einer ganz in Blau gekleideten jungen Dame in Anspruch genommen, die dicht an ihm vorüberging. Schon vor ein paar Tagen war sie ihm aufgefallen. Damals hatte sie ein graues Kostüm getragen. Aber trotz der veränderten Toilette und des weißen Schleiers erkannte er das brünette Gesicht mit den unruhig blitzenden Augen sogleich wieder. Mit Vergnügen folgten seine Augen ihren lässigen Bewegungen, wie sie an den Verkaufstisch herantrat und prüfenden Blickes die vorgelegten Spitzen durch die Finger gleiten ließ.

Jetzt aber gewahrte er, wie sie bei aller scheinbaren Nachlässigkeit mit einem blitzschnellen Griff ein zusammengerolltes Stück Spitze vom Tische streifte und es mit dem ein wenig offen stehenden Sonnenschirm auffing. Ruhig wühlte sie dann unter den auf dem Tische liegenden Schätzen weiter. Aber schon stand er an ihrer Seite und flüsterte diskret:

„Meine Gnädige, ich habe Sie beobachtet. Machen Sie in Ihrem eigenen Interesse kein Aufsehen, sondern begleiten Sie mich unauffällig in das Bureau. Diesen Gang geradeaus, dann gleich die erste Tür links."

Einen Augenblick schien sie bei seinen Worten zusammenzuzucken; sogleich aber hatte sie ihre Ruhe wiedergefunden, der Blick, der ihn aus den tiefen, funkelnden Augen traf, schien eher Erstaunen, als Bestürzung zu verraten, und mit der Sicherheit der Weltdame ging sie neben ihm her. Der schwere Duft ihres Parfüms umhüllte ihn.

Höflich öffnete er die Tür des kleinen, für solche Fälle bereitstehenden Zimmers, ließ sie eintreten und sagte:

„Es ist wohl das erste Mal, daß Sie in diese peinliche Lage geraten sind. Unser Haus pflegt beim ersten Falle Nachsicht walten zu lassen. Geben Sie einfach die Spitzen heraus, die Sie in Ihrem Schirm verborgen haben, weisen Sie sich über Ihre Person aus und unterschreiben Sie einen Revers. Sie finden die vorgedruckten Formulare hier auf diesem Schreibtisch. Wenn Sie sich keine zweite Unüberlegtheit zuschulden kommen lassen wollen, so erhält von diesem Blatt Papier niemand Kenntnis, als meine Chefs, die es in einem besonderen Fach des Geheim-Tresors aufbewahren. Damit ist die Sache abgetan."

Mit gut gespielter Ungläubigkeit öffnete die Dame den Schirm, zog überrascht die Spitzen hervor, warf sie lächelnd auf den Tisch und sagte mit leiser, klingender Stimme:

„Spielen Sie mir, bitte, keine Komödie vor", erwiderte Franz Hegener ärgerlich. Er hatte den Diebstahl zu genau gesehen. Auch sprach ihm das Gebahren der eleganten Dame nicht von empörter Unschuld, sondern nur von überlegener Dreistigkeit. „Sie haben die Spitzen einfach gestohlen", fuhr er energisch fort. „Vor meinen Augen! Jedes Leugnen ist zwecklos."

„Sie sprechen eben nicht liebenswürdig mit mir", entgegnete sie, indem sie mit einer graziösen Bewegung den Schleier zurückschlug und den jungen Mann kokett anblickte. „Ueber meine Persönlichkeit gebe ich Ihnen trotzdem gerne Auskunft. Ich weiß ja ganz genau, daß mir von Ihnen nichts Böses widerfahren wird. Nicht wahr?"

Sie zog aus dem äußeren engen Fach ihres Handtäschchens eine elfenbeinfarbene Karte hervor und überreichte sie ihm mit eigentümlicher Liebenswürdigkeit. Mit feinen roten Buchstaben war darauf gedruckt:

ANNI MASSOW
Promenadenweg 10.

„Ich danke Ihnen", sagte er, unwillkürlich sich höflich verbeugend. „Nun, bitte, noch die Unterschrift."

Sie schüttelte leicht den Kopf, so daß die große Straußenfeder zitterte, und zeigte lächelnd die Zähne:

„Das werden Sie nicht im Ernst von mir verlangen."

„Ich kann es Ihnen nicht ersparen", erwiderte er zögernd.

„Das heißt, Sie wollen nicht!" flüsterte sie und kam ihm einen halben Schritt näher. Der Atem stockte ihm.

„Wenn ich selbst wollte, es ist unmöglich. Ich weiß keinen Rat, wie ich Sie retten soll. Man hat uns in dieses Zimmer gehen sehen. Jeder weiß, was das bedeutet. Meine Chefs sind jetzt bereits unterrichtet, und wenn ich dies Zimmer verlasse, ohne daß Sie mir den Raub herausgegeben haben, so werden Sie von einer unserer Damen visitiert!"

„Nun gut, sagte sie langsam und trat ganz dicht an ihn heran. „Die Dame wird nichts finden. Denn Sie werden die Spitzen jetzt an sich nehmen. Bitte! Meines Dankes können Sie gewiß sein. Und Sie haben ja meine Adresse!"

Jetzt antwortete er nicht mehr. Seine Blicke tauchten in die ihrigen. Schweigend und mit einer fast unbewußten Bewegung ergriff er das kleine Päckchen, barg es in seiner inneren Westentasche und teilte einer bereits draußen wartenden Dame des Geschäfts mit, daß die Diebin leugnete und die Herausgabe des gestohlenen Gutes verweigere. Er zitterte dabei vor Aufregung.

Die Diebin selbst aber zeigte jetzt vollständige Ruhe und spielte nur geschickt eine verhaltene Empörung, während sie die Leibesvisitation von dem mit diesem Geschäft betrauten Fräulein duldete. Mit der Miene einer beleidigten Königin nahm sie die Entschuldigungsreden des herbeigeeilten und peinlich betroffenen Chefs entgegen, denen sich auch Hegener selbst mit ungeheuchelter Verlegenheit und Aufregung anschloß. Um der ungerecht verdächtigten Kundin eine Genugtuung zu bieten, erhielt der junge Mann in ihrer Gegenwart einen scharfen Verweis in derben Ausdrücken, und schließlich verabschiedete sie sich mit den gnädigen Worten:

„Ich will von gerichtlichen Schritten gegen Sie absehen, wenn Sie hundert Mark in die Armenkasse zahlen und diesem jungen Mann, der sich wohl in gutem Glauben zu seinem Uebereifer hat hinreißen lassen, keinerlei Strafe zufügen."

Der Chef verbeugte sich und geleitete die edelmütige Dame mit vieler Höflichkeit bis an die Grenzen seines Palastes. Franz Hegener erhielt noch einmal einen nicht minder ernsten, aber ruhigeren Verweis und kehrte auf seinen Posten zurück. Seine Aufregung wollte sich noch lange nicht legen. Noch immer meinte er den Blick ihrer Augen auf sich gerichtet zu sehen, noch immer den Duft ihres Parfüms zu spüren.

Mit Gewalt verjagte er seine Gedanken von ihrem Bilde los.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19121201024/fragment/page=0001

an ihren Platz zu legen. Aber diese Gelegenheit fand er nicht. Als das Geschäft geschlossen wurde, trug er auf seiner Brust noch immer das kostbare Diebsgut und vor seinen Augen das Bild der schönen Diebin.

Eine halbe Stunde irrte er planlos durch die Straßen. Endlich hielt er zögernd vor dem Hause Promenadenweg 10 still. Hier wohnte die Diebin. Es war die einfachste Lösung, wenn er die Spitzen wieder in ihre Hände zurückgab. Sie mochte dann selbst sehen, wie sie sich mit ihrem Gewissen abfinden und den Diebstahl wieder gut machen konnte. Hastig eilte er die Treppe hinauf.

Sie war zu Hause.

Das Zimmer, in dem sie ihn empfing, war mit aufdringlicher und billiger Neppigkeit eingerichtet und von demselben schweren Parfüm erfüllt, das er schon vor ein paar Stunden in ihrer Nähe eingeatmet hatte.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden", sagte sie lächelnd. „Sie haben es eilig, sich Ihren Dank zu holen."

„Ich komme nicht, um etwas zu holen, sondern um etwas zu bringen. Das, was Sie mir zur Aufbewahrung übergeben haben."

Fast wollos hatte er die Worte aus trockenem Halse herausgepreßt. Jetzt legte er die Spitzen auf das kleine Tischchen neben ihrem Ruhebett.

„Ah", sagte sie überrascht, „das ist außerordentlich liebenswürdig von Ihnen. Ich danke Ihnen sehr."

Ihre Augen waren weit und ihre schmalen roten Lippen halb geöffnet. Wieder kam sie ihm ganz nahe, und plötzlich hatte er sie an sich gerissen und bedeckte sie mit seinen Küssen.

— In den nächsten Wochen wurden die Spitzendiebstähle in dem Warenhause immer häufiger, und Franz Hegener wurde immer blasser und aufgeregter.

„Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen", trösteten ihn seine Chefs. „Wir neben Ihnen ja seine Schuld, und schließlich muß sich ja der Dieb da er täglich dreister wird, einmal verraten."

Aber der junge Mann bat so dringend, daß er von seinem Posten im Verkaufsraum enthoben und ins Kontor versetzt wurde.

Freier aufatmend als sonst suchte er an diesem Tage das Weib auf, das ihn mit ihren Reizen umstrickt hatte.

„Von heute an", sagte er mit einem gewissen Frohlocken, „kann ich Deine Diebstähle nicht mehr decken. Ich habe im Verkaufsraum nichts mehr zu tun."

„So werden wir etwas anderes ausfindig machen", sagte sie leichtfertig.

Seitdem hörten die Spitzendiebstähle plötzlich auf. Aber als nach einigen Wochen die Nebenkasse, die Franz Hegener verwaltete, revidiert werden sollte, zog der junge Mann statt des Schlüssels, den man ihm abverlangte, einen Revolver aus der Tasche und war im nächsten Augenblick eine Leiche.

In der Kasse fehlten fünfhundert Mark.

Der möblierte Herr.

Eine Kalamität.

Von Friedrich Wigand (Halle).

O über diese Zimmerausstattung des möblierten Herrn, o über den Bubenschmuck, den der Student ertragen muß! Das ist ein finsteres Kapitel, da hilft keine Stuttgarter Studentenkunstausstellung, da fruchtet keine Klage im „Kunstwart", und mag sie künstlerisch noch so sein durchdacht sein. Denn bekanntlich pflegen die Zimmervermieterinnen, das einsame Geschlecht der Witwen, nicht nach Stuttgart zu reisen, auch halten dieselben den „Kunstwart" selten. Hier ist einzig und allein eins am Platze: Selbsthilfe. Dem Jüngling, der auf deutschen Universitäten einherzieht und sucht, auf daß er eine Stätte finde, wo er sich von den Anstrengungen des Verbindungslebens ausruhen kann, bietet sich auf der Bubensuche unter normalen Verhältnissen etwa folgendes Bild. Mit einer freundlichen Verbeugung gegen die Wirtin, die erwartungsvoll in den Mienen des „neuen Herrn" zu lesen versucht, betritt er das Zimmer und ist hocherfreut, sogleich alte Bekannte zu treffen. Blendende Oeldrucke (der Preis wird nicht verraten) des Kaiserpaares aus der Zeit, da sie noch „jung und schön" waren, sagen ihm, daß auch in diesem Zimmer ein gesunder Patriotismus gepflegt wird. Eine vorsündflutlich geraahmte Photographie der glücklichen Familie noch in der Fülle ihres Bestandes und der Konfirmationsspruch der ältesten Tochter lassen den nachdenklichen Jüngling die Beobachtung machen, daß sich so Vaterland, Familie und Religion zu einem eindrucksvollen Gesamtbilde vereinigen. Eine halbe Wendung nach links, und die Erinnerungen des ältesten Sohnes an seine Militärzeit in Mainz, bestehend in einer Photographie der 6. Kompagnie mit auffallend intelligenten Gesichtern (die Herren Einjährigen ausgenommen!), erwecken ein kriegerisches Gefühl in seiner Brust und erinnern ihn gerade noch rechtzeitig daran, daß er beinahe vergessen hätte, seine Zurückstellung vom Militär zu bewirken. Unterdessen ist die Wirtin an eine prunkvolle Visitenkartenschale, einen pagodenhaften Aufbau, herangetreten, hat ihr einige Ansichtskarten vom kürzlich ausgezogenen möblierten Studenten an sie entnommen und überreicht sie mit Genugtung im Blick dem Jüngling, um ihm schwarz auf weiß vorzutun, wie wohl sich der vorige Mieter bei ihr gefühlt habe. Jene Visitenkartenschale [illegible]

Denn man kann sie leicht, wenn sie einem im Wege ist, anderswohin stellen, zu welchem Zwecke man sie am besten an der stets herausgebrochenen Ecke anfaßt. Noch hält der Jüngling benannte Karten in den Händen, im göttlichen Zwerchfell umwälzend, ob er mieten soll oder nicht, da wird sein Blick von einer neuen Erscheinung angezogen. Es sind die Sofaschoner, die ihn faszinieren. Man könnte mühelos ein Klagelied in 24 Gesängen anstimmen über das Leid, das diese scheinbar so harmlosen und doch so hinterlistigen Dinger dem Zimmerherrn zufügen. Ich wage keineswegs zu behaupten, daß ein sorgloser, gemütlicher Gebrauch des Sofas ausgeschlossen ist, so lange dieses Damokleesschwert über ihm hängt. Man ist vor „Ueberfällen" nie sicher. Und wenn sie auch künstlich mit Stecknadeln befestigt sind, eines Tages lösen sie sich doch. Schon droht sich das Gemüt des Jünglings bei diesem Anblick zu verdüstern, schon will er zur Türe entweichen, da wird er zum Glück noch einer kleinen Ausstellung von Nippsachen gewahr, die auf der Kommode in malerischer Gruppierung von sämmertragenden Hirtinnen und stöteblasenden Aeffchen einen höchst erfreulichen Anblick gewähren. Zwar staunt dieses Porzellan nicht aus Meißen oder Kopenhagen, sondern aus der Manufaktur von Kritz an der Knatter oder Bamberg an der Bambe, auch vollführt es, wenn man mit festen Schritten durch das Zimmer geht, ein peinliches Gezitter und Gebipper, aber — das muß ihm der Neid lassen — es ist mit Liebe und Vorsicht zusammengestellt als schönes Zeugnis für den Kunstsinn seiner Besitzerin. Und wenn es nach alledem noch eines kleinen Ansporns zum Mieten bedürfte, so könnte er doch dem einladenden Wandspruch:

„Mein Heim ist meine Welt,
Grüß Gott, wem's drin gefällt."

und dem liebenswürdigen Redeschwall der Wirtin nicht widerstehen, die ihm versichert, ihr jüngster Sohn sei auch Student auf dem Technikum in Mittweida (ich glaube Tertianreife) — und der Pakt wird geschlossen, und bald sieht sich der Jüngling in seinem neuen Heim allein. — Nachdem er entdeckt hat, daß ihm sein freundlicher Vorgänger in einer der Schubladen einige leere Zigarettenschachteln und ein eigentlich nicht mehr recht brauchbares Vorhemd zurückgelassen hat, beginnt die Ueberlegung, wie er den Kram an der Wand los wird. Denn schon sind die Reißnägel gezückt, um einige Kunstwarbilder an die Wand zu heften. Von einem erfahrenen Manne werden zwei Wege vorgeschlagen. Der eine: Er sammle von Wand und Tisch und Kommode alles, was ihm mißbehagt, und verpacke alles fein säuberlich auf einen Stuhl. Diesen stelle er ganz nahe, fast möchte ich sagen, hart an die Türe. Dann gehe er schnell hinweg und mache einen Frühschoppen. Unterdessen wird die Wirtin die Absicht merken und mit einer stillen Klage über den mangelnden Kunstverstand des neuen Herrn ihre Sachen herausnehmen. Der andere Weg: Man bemühe sich, den Ton der Eindringlichkeit anzunehmen und versichere seiner Wirtin, man sei so tappig und ungeschickt, daß man fürchte, einmal durch eine ungeschickte Bewegung den „schönen Sachen" sich empfehle diesen Ausdruck) ein Leid zuzufügen. Es sei deshalb das Beste, wenn . . . . usw.

So wird es dem klugen Jüngling gelingen, des Kitsches ledig zu werden. Und wenn er nicht alles los werden kann, so mache er aus der Not eine Tugend, wie mein Bruder. Dieser fand bei seinem Einzug eine bronzefarbengetönte Figur eines Hirsches vor, einen halben Meter hoch, schlank und respektabel. Der Hirsch hatte aber einen Fehler: Er war aus Gips. Freilich hatte ihn der Zahn der Zeit von einem stolzen Sechzehnender zu einem ärmlichen Neunender herabgenagt, so daß der weiße Gips wehmütig aus den Geweihstümpfen hervorleuchtete und schnöd sein Inneres verriet. Mein Bruder hatte ihn nämlich in einer dunklen Zimmerecke diagonal gegenüber der Sofaecke verstaut, in der er seine Besuche Platz nehmen ließ. Denn von diesem Punkte aus konnte ein Ahnungsloser bei bedecktem Himmel den Hirsch immer noch für bronzen halten. Nur erwuchs meinem Bruder daraus die Aufgabe, seine Besuche um jeden Preis in ihrer Ecke festzuhalten, was bei lebhaften Leuten zuweilen recht schwierig, aber doch unbedingt nötig war, zumal wenn sie eben erst ein anerkennendes Wort über dieses Tier gesprochen hatten. Die schließliche Folge war, daß er seinen Verkehr nur noch auf phlegmatische Leute ausdehnte, deren Temperament ein Sitzenbleiben verbürgte. Und da er ohnehin ein Feind der Unruhe ist, hatte er so aus dem kapitalen Hirsch Kapital geschlagen und aus der Not mit dem Tier eine Tugend der Ungestörtheit gemacht.

Engel des Schlachtfeldes.

Skizze von Marcel Gollé.

Die Ernennung des Prof. Dr. Bier von der Universität Berlin, ehemaligen Leibarztes Abdul Hamids, zum Chef des „Roten Halbmondes", die Abreise der Großfürstin Helena-Petrowna von Rußland nach dem Kriegsschauplatze, die Ankunft der Prinzessin Alice von Griechenland auf den tessalischen Schlachtfeldern und die Teilnahme zahlreicher anderer Damen der höchsten europäischen Aristokratie an dem humanitären Werke des „Roten Kreuzes" lenken wiederum nachdrücklich die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Einrichtung [illegible]

nannte Kaiser Wilhelm die tapferen Frauen, die ungeachtet des mörderischen Kugelregens die Opfer der Schlacht von Gravelotte aus dem Gefecht trugen. In der Tat, man wird uns trotz aller Anerkennung, welche wir männlicher Tapferkeit zollen, die Greuel des Krieges mit Abscheu erfüllen, so mischt sich in dieses Gefühl ein erhebender und tröstender Gedanke, wo wir gleichzeitig die „Samariterinnen der Walstatt" beim Werke sehen. Ihre Taten opferfreudiger Barmherzigkeit geben uns gleichsam eine Gewähr dafür, daß die wahre Humanität unter dem Menschengeschlechte nicht ausgestorben ist, mögen die furchtbaren Szenen des Ringens der Völker gegeneinander auch noch so sehr den Glauben bestärken, daß der homo sapiens im Grunde genommen auf den Titel eines „gezähmten Raubtieres" selbst in unserem Jahrhundert einigen Anspruch besitzt.

Die Gründung des „Roten Kreuzes" (in der Türkei des „Roten Halbmonds") erfolgte in den einzelnen Kulturländern zu verschiedenen Epochen. Der erste weibliche Sanitätsdienst solcher Art wurde in Rußland, und zwar im Krimkriege organisiert. Damals reiste eine Gesellschaft von hundertzwanzig Frauen unter denen sich Mitglieder der ersten Familien des Landes befanden, unter Führung des Doktors Pirjaoff nach dem Kriegsschauplatze ab. Die Pflegerinnen leisteten, was tatkräftige Hingebung anbelangte, das Menschenmöglichste; trotzdem mußte man bald einsehen, daß ihre technische Ausbildung zu wünschen übrig ließ. Man gründete deshalb nach Beendigung des Feldzuges besondere Schulen für jene Frauen, welche „sich der Pflege der Verwundeten im Kriege und der Opfer von Unglücksfällen zu Friedenszeiten widmen wollen." In diesem Satze ist das gemeinsame Programm aller Vereinigungen des „Roten Kreuzes" enthalten, so sehr auch die verschiedenen nationalen Organisationen von einander abweichen. In Rußland steht die Gesellschaft gegenwärtig unter dem Protektorate der Kaiserin Marie-Feodorowna und zählt Angehörige der Herrscherfamilie, sowie der höchsten Aristokratie zu tätigen Mitgliedern. Vielleicht in keinem anderen Lande der Welt mußte das „Rote Kreuz" so oft seine Hilfe in Kriegsfällen leihen. Es nahm teil an den Feldzügen in Turkestan (1866), in der Provinz Kiew (1874), in der Türkei (1877/78), sodann auf Cuba im spanisch-amerikanischen Kriege, in Abessinien am italienischen Feldzuge, in Griechenland aus Anlaß des letzten Türkenkrieges (1897), sowie selbstredend im japanischen Feldzuge — wie man sieht: die Russinnen haben ihre werktätige Hilfe auch einer ganzen Reihe anderer Nationen auf deren Bitte gewährt. Kein Wunder, daß infolge dieses fortwährenden „aktiven Dienstes" die Ausbildung der Pflegerinnen auf höchster Stufe steht. Der Eintritt in die Kurse des „Roten Kreuzes" erfolgt vom 20. bis 45. Lebensjahre; der Unterricht dauert drei Jahre und umfaßt gediegene theoretische Ausbildung nebst praktischen Uebungen in den Spitälern. Nach beendigtem Studium treten die Schwestern als festangestellte Pflegerinnen in die Zivil- sowie besonders die Militär-Hospitäler ein.

Die Geschlossenheit, welche der russischen Organisation innewohnt, fehlt der deutschen; dafür besitzt diese eine größere Mannigfaltigkeit, welche eine große Anzahl von Hilfskräften geschickt in ihren Dienst stellt. Das Abzeichen des roten Kreuzes ist in der Tat vielen Gesellschaften und Vereinen gegeben worden, welche sich zunächst mit Fragen anderer sozialer Art (Kampf gegen die Tuberkulose, den Alkoholismus, Fürsorge für die Veteranen usw.) beschäftigen und für das oben aufgestellte Programm nur indirekt in Betracht kommen. Außerdem besteht aber eine spezielle Vereinigung, welche während des Krieges von 1866 auf Anregung der Kaiserin Augusta gegründet wurde und das deutsche „Rote Kreuz" im engeren Sinne des Programms darstellt. Seine Tätigkeit ist derjenigen der anderen nationalen Gesellschaften, z. B. der russischen, durchaus verwandt; jedoch mag erwähnt werden, daß die Heranbildung im Rahmen konfessioneller Kongregationen (protestantischer und katholischer) erfolgt, welche in ihrer Gesamtheit die deutsche Vereinigung repräsentieren. Neben ihr besteht noch der „Orden der Johanniterinnen", eine Gesellschaft freiwilliger Krankenpflegerinnen, die alljährlich zu einer sechswöchigen Uebung berufen werden und im Falle des Krieges zu aktivem Dienst verpflichtet sind.

Als „Modellvereinigung" mag trotz ihres jungen Alters das „Rote Kreuz" in Japan gelten. Die Gesellschaft nahm ihren Ausgang von dem am 17. November 1886 in Tokio durch den Baron Hajhimoto gegründeten Musterhospital. Dieses wurde im Mai des Jahres 1891 durch eine mit noch vollkommeneren Mitteln ausgestattete Anstalt in Shibuya ersetzt. Zu deren Erbauung steuerten der Mikado und seine Gemahlin eine halbe Million Mark, sowie einen alljährlichen Zuschuß von 20 000 Mark bei. Hauptaufgabe des Hospitals ist die Heranbildung tüchtiger Pflegerinnen, die mit dem Dienst, speziell im Kriege, völlig vertraut sind und selbständig zu arbeiten verstehen. Der japanisch-russische Feldzug hat die hervorragende Tüchtigkeit dieser aus der Schule von Shibuya hervorgegangenen Schwestern glänzend bewiesen. —

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Organisationen in anderen Ländern, so dürfte vor allem die englische Gesellschaft interessieren. Es scheint, als ob sie in der Zeit vor dem Burenkriege der festen Gliederung einigermaßen [illegible] klagen zu müssen. Seitdem aber nach 1902 eine straffe Reform durchgeführt worden ist, darf das englische „Rote Kreuz" mit zu den bestorganisierten der Welt gerechnet werden. Seine Stärke beruht in der streng aufgebauten Hierarchie (Generaloberin, Oberinnen, Inspektorinnen, Senior- und Junior-Schwestern), der sorgfältigen Auslese unter den Aspirantinnen und der vorzüglichen Einrichtung des Dienstes. Der „Queen Alexandra's Imperial Nursing service", wie das „Rote Kreuz" offiziell heißt, ist direkt vom Kriegsministerium abhängig. Für die Marine ist eine parallele, ebenso bedeutende Organisation geschaffen worden, welche ihrerseits von der Admiralität geleitet wird. Als wesentliche Bedingungen für den Eintritt in den Dienst gelten: Altersstufe 25 bis 35 Jahre, unvermählt oder Witwe, Examen hinsichtlich Gesundheit und allgemeiner Bildung. Das Gehalt, welches die englischen Mitglieder des „Roten Kreuzes" beziehen, ist verhältnismäßig hoch, in jedem Falle erheblich höher, als die in den anderen Ländern bewilligten Saläre. Die Generaloberin erhält 6100—7000 Mark pro Jahr, die Oberinnen 3600—4200 Mark, die Inspektorinnen 1700 bis 3000 Mark, die Schwestern 800—1250 Mark. Es ist zu beachten, daß außerdem in der Regel freie Wohnung und Dienstkleidung gewährt werden. Die Probezeit in den Hospitälern dauert ein halbes Jahr; alsdann erfolgt die endgültige Anstellung. Charakteristisch für die Vorbildung der englischen Schwestern sind die längere Zeit hindurch fortgesetzten Verbandübungen am „toten Modell", d. h. an geeignet konstruierten Puppen, deren „Arm- und Beinbrüche", sowie sonstige „Leibschäden" kunstgerecht in Behandlung genommen werden.

Praktisch, wie nun einmal die Amerikaner sind, haben sie die Organisation des „Roten Kreuzes" in erster Linie für Werke der öffentlichen Wohlfahrt in Friedenszeiten eingerichtet. Die auf die kulturwidrigen Kriegsbäuleien des alten Europa mit Recht verächtungsvoll herabsehenden Yankees sagen sich klugerweise, daß der Krieg eine ganz seltene Ausnahme in den Beziehungen der Völker bilden müsse, demgemäß die Aufgabe des „Roten Kreuzes" vielmehr in der umfassenden Tätigkeit alltäglicher Friedensarbeit zu suchen sei. Infolgedessen stehen auf dem Programm der amerikanischen Gesellschaft in erster Linie Bestrebungen wie: Fürsorge für verunglückte oder erkrankte Arbeiter, Bekämpfung der Volksepidemien, Hilfeleistung bei Katastrophen, Schutz gegen Hungersnot und Teuerung u. dgl. m. Ueberaus zahlreiche Gelegenheiten boten sich, dieses Programm auszuführen. Erinnern wir nur an die Zeiten der Hungersnot in Japan, China und Rußland, die Taifunkatastrophen auf den Philippinen, die Erdbeben in Kalabrien, Valparaiso, Kingstown und anderen Orten. Seit 1905 hat die Gesellschaft weit über 25 Millionen Mark für die Hilfeleistung in solchen Fällen öffentlicher Not ausgegeben; allein bei Gelegenheit des Erdbebens in San Franzisko wurden 3 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Rechnet man hinzu die praktische Tätigkeit der allsogleich zu der Stätte des Unglücks entsandten Spezialmissionen, die wahre Wunder an Aufopferung und Ausdauer berichteten, so kann man dieser zielbewußten amerikanischen Organisation seine Anerkennung nicht versagen. — —

Nach dem Wert einer Einrichtung fragen, welche, wie das „Rote Kreuz" sich des Respekts der gesamten Kulturwelt erfreut, erscheint eigentlich unangebracht; dennoch mag im gegenwärtigen Augenblick wo die opfermutigen Pflegerinnen wiederum einen Beweis ihrer Pflichttreue ablegen, wenigstens ein kurzer Hinweis gestattet sein. Das „Rote Kreuz" sammelt unzählige, sonst nutzlos bleibende soziale Kräfte zu gemeinsamem Handeln im Dienst der Nächstenliebe; es leistet im Frieden wichtige Hilfe durch Rettung und Pflege von Unglücklichen aller Art, sowie durch Beschaffung des Materials (Hospitäler, Betten, Wäsche, Verbände, Instrumente usw.), das in einem eventuellen Kriege Tausende von Menschenleben vor dem Untergange bewahrt; es erzieht endlich ein Personal, das durch praktische und moralische Tüchtigkeit ein wichtiges Beispiel für echte, sittliche Kultur darbietet.

Bekämpfung der Schlafkrankheit.

Gerade mit dem entlegensten Teil des Kongostaates, mit der Landschaft Katanga, die den südlichsten Zipfel des großen Kongostromgebietes bildet, hat man sich während der letzten Jahre fast am meisten beschäftigt. Katanga ist ein Gebiet, wo der Kongostaat einerseits an die britische Besitzung Rhodesia und an das portugiesische Angola grenzt. Hat die Landschaft schon dadurch ein großes Interesse, so ist die Aufmerksamkeit durch die dort geschehenen Erzfunde noch gesteigert worden. Mit den Vorteilen, die von der reichen natürlichen Ausstattung dieses Gebiets für die Nachbarschaft entstehen, sind aber auch gewisse Gefahren verbunden, denn Katanga scheint nach den neuesten Nachrichten ein rechtes Nest für die Schlafkrankheit geworden zu sein. Dr. Stohr hat in einer eigenen Schrift die Verbreitung dieser Seuche in Katanga beschrieben und energische Maßnahmen dagegen von der belgischen Verwaltung des Kongostaates gefordert. Daher ist auch seine Schrift in französischer Sprache veröffentlicht. Auch Deutschland hat Interesse daran, daß diesem Verlangen nachgegeben wird, weil Deutsch-Ostafrika gleichfalls in einer nahen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19121201024/fragment/page=0002